«UM HIMMELS WILLEN, DAS MACHE ICH NIE!»

Karin Stüber war Professorin für alte Sprachen. Heute ist sie Autohändlerin. Ein Gespräch über die Erwartungen reicher Eltern und schwierige Männer. Von *Flurin Clalüna*, Bild *Florian Kalotay*

Karin Stüber, vor sechs Jahren standen Sie vor der schwierigsten Entscheidung Ihres Lebens. Wie trifft man sie?
Ich musste mir eingestehen, dass ich in einem Dilemma stecke. Ich fragte mich, wer ich sei und wer ich sein möchte. Es dauerte einige Monate, bis ich zu einer Entscheidung kam, ich habe viel mit meinem Vater gesprochen, aber auch Listen mit Vor- und Nachteilen gemacht. Ich war Universitätsprofessorin für vergleichende Sprachwissenschaft in Würzburg, für Keltisch und Indogermanisch. Das war mein Leben. Alte Sprachen sind meine Leidenschaft, meine grosse Liebe. Ich habe sehr lange auf eine Professur hingearbeitet, die meisten erreichen das nicht. Viele Professoren könnten sich nie vorstellen, ihren Lehrstuhl aufzugeben, wenn sie ihn einmal haben.

Sie haben es getan. Sie beendeten Ihre akademische Karriere in Würzburg und wurden Verwaltungsratspräsidentin des grössten Mercedes-Händlers der Schweiz.
Mein Vater, Peter Stüber, führte die Firma mehr als 50 Jahre lang, sie gehörte ihm auch seit langem. Er sagte: Wenn ich 80 Jahre alt bin, möchte ich aufhören. Also musste sich die Familie überlegen, wie es weitergeht. Meine Schwester studierte Wirtschaft, aber sie wollte nicht seine Nachfolgerin werden. Die Verantwortung war ihr zu gross. Nun sitzt sie auch im Verwaltungsrat der Firma und unterstützt mich.

Warum haben Sie Ja gesagt?
Die Aufgabe reizte mich. Ich wollte etwas zurückgeben.

Wem wollten Sie etwas zurückgeben und warum?
Der Firma, den Mitarbeitern, der Familie. Ich bin meinen Eltern sehr dankbar. Ich habe so lange profitiert. Ich konnte eine akademische Karriere machen und ein Fach studieren, das brotlos ist. Für Indogermanisten gibt es ausserhalb der Uni keine Stellen. Als ich eine Zeitlang keine Anstellung hatte, war das mit meinem Hintergrund kein Problem. Wenn ich aus einer Arbeiterfamilie käme, wäre das nicht dringelegen. Meine Karriere wäre vorbei gewesen.

> «Wenn ich aus einer Arbeiterfamilie käme, wäre meine Karriere vorbei gewesen.»

Karin Stüber (51)
Karin Stüber studierte griechische Sprach- und Literaturwissenschaft, Indogermanistik und Religionsgeschichte. Von 2014 bis 2019 war sie Professorin an der Universität Würzburg. Seit drei Jahren ist Stüber Verwaltungsratspräsidentin der Merbag Holding AG, des grössten Mercedes-Händlers der Schweiz. Die Firma betreibt auch Garagen in Italien, Luxemburg, Österreich und Deutschland. 2021 erwirtschaftete sie einen Umsatz von 1,8 Milliarden Franken.

Wäre Ihr Vater enttäuscht gewesen, wenn Sie auch abgesagt hätten?
Wahrscheinlich schon. Ich weiss nicht, ob er erwartet hat, dass ich zusage. Aber was ich sicher weiss: Er hat sich sehr gefreut.

Ihr Vater wollte eigentlich Sänger werden und übernahm die Firma dann von seinem Vater. Ist es das Schicksal der Stübers, etwas zu machen, was sie gar nicht wollen?
Mein Vater hat die Sängerkarriere früh aufgegeben, Wirtschaft studiert und einen Doktortitel in Nationalökonomie gemacht. Als er in die Firma eingetreten ist, gab es viele, die skeptisch waren und fragten: Was will der jetzt hier? Wir brauchen doch keinen…

… keinen Studierten?
Das war etwas Neues. Mein Grossvater hatte kein Studium, er fing als einfacher Autoverkäufer an.

Haben Sie selber auch Skepsis gespürt?
Nein, im Gegenteil. Ich habe eine grosse Offenheit erlebt. Ich bereue meinen Entscheid nicht, er war richtig. Vor zwanzig Jahren hätte ich noch gesagt: Um Himmels willen, das mache ich nie!

Was hat sich geändert?
Es war eine andere Zeit. Mein Vater hätte sich damals auch nicht vorstellen können, dass eine Frau einmal die Firma übernimmt. Er dachte eher, dass ich heirate und Kinder bekomme. 2005 wurde ich Verwaltungsrätin in der Firma und merkte, dass die Aufgabe spannend sein kann. Ich konnte mich als Quereinsteigerin einbringen.

Haben Sie sich als Mädchen für Autos interessiert?
Ich spielte mit Autöli, daran erinnere ich mich.

Müssen Sie heute etwas von Autos verstehen?
Technisch verstehe ich nicht viel, aber ich kenne natürlich unsere Produkte. Für Details frage ich unseren CEO.

Haben Sie sich je überlegt, ob Sie das überhaupt können – Chefin eines Unternehmens mit über zweitausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu sein? An der Uni in Würzburg waren es fünf.
Ich holte mir Rat bei meinem Vater und fragte ihn, ob er mir zutraue, an der Spitze des Unternehmens zu stehen. Er sagte: Du kannst das. Dann machte ich einen MBA an der Uni Zürich, um mich vorzubereiten. Das ist ein Studium, in dem Managementwissen unterrichtet wird. Wichtig war für mich, dass ich weiter forschen kann. Seit November 2019 habe ich eine Teilzeitstelle an der Uni Zürich und unterrichte ab und zu.

Wenn Sie an der Uni sind: Heisst es dann, da kommt die Autohändlerin?
Die Studenten wissen das gar nicht.

Wirklich?
Vielleicht unterschätze ich sie. Heutzutage gibt es Google.

Wären Sie auch Firmenchefin, wenn Sie nicht die Tochter von Peter Stüber wären?

Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn ich mich auf dem freien Markt als Verwaltungsratspräsidentin beworben hätte, dann hätte mich niemand genommen.

Warum ist es so wichtig, dass die Firma weiterhin von einem Familienmitglied geführt wird?
Es gibt Studien, wonach Familienunternehmen die erfolgreichsten Unternehmen sind, nicht die grossen börsenkotierten. Manager tendieren dazu, kurzfristig zu denken. Als Familienmitglied will ich, dass wir auch in 20, 30 Jahren noch erfolgreich sind.

Laut «Bilanz» hat die Familie Stüber ein Vermögen von 1,2 Milliarden Franken. Ist Ihnen bewusst, wie reich Sie sind?
So ungefähr. Ich weiss, was in der Steuererklärung steht.

Was leisten Sie sich Besonderes?
Ferien, schöne Hotels. Vielleicht einmal ein Schmuckstück. Das kostet aber nicht ein paar Hunderttausend Franken. Ich will es tragen, ohne Angst haben zu müssen, dass es mir vom Hals gerissen wird.

Sie sind in Zollikon aufgewachsen. Als Kind haben Sie nicht gern darüber geredet, dass Ihre Eltern vermögend sind.
Ich wollte nicht anders sein als die anderen Kinder und war froh, immer in öffentliche Schulen zu gehen. Ich finde es gut, nicht nur immer unter seinesgleichen zu sein. Übermässig viel Sackgeld habe ich auch nie bekommen.

Aber in die Ferien ist die Familie Businessclass geflogen.
Das habe ich gegenüber meinen Schulkollegen nicht erwähnt.

Auch in Würzburg wussten viele Ihrer Kollegen an der Uni nicht, dass Sie aus einer reichen Familie stammen.
Nein, das wusste niemand. Ich bin bewusst auch ein kleines Auto gefahren, einen Mercedes CLA.

Warum ist es so schwierig, darüber zu reden, wie viel Vermögen wir besitzen? Es ist ein noch grösseres Tabu, als wie viel wir verdienen.
Es ist ein Schweizer Phänomen. Man stellt den Reichtum nicht zur Schau. Meine Mutter bekam von ihrer Mutter einmal einen Pelzmantel. Den hat sie umnähen lassen. Es war ein weicher Seehundspelz. Sie liess ihn so abändern, dass der Pelz innen war und man von aussen nur den Stoff sah.

Ihr Vater ist ein grosser Mäzen. Er hat die Zürcher Tonhalle unterstützt und in den Fussballclub GC viele Millionen Franken investiert. Er sagte: Wenn es einem gutgeht, muss man etwas zurückgeben. Sehen Sie das auch so?
Ich spüre eine Verantwortung, das Geld nicht nur für mich zu brauchen. Ich bin Vizepräsidentin im Freundeskreis der Tonhalle. Ausserdem unterstütze ich die Zürcher Sing-Akademie, einen Profichor.

Gäbe es diesen Chor ohne Sie?
Eher nicht. Die Sänger finanziell zu unterstützen macht mir Freude.

Was bedeutet Ihnen Geld?
Wenn man zu wenig davon hat, kann das Leben bitter sein. Das musste ich nie erfahren. Aber es ist nicht mein Ziel, immer noch mehr Geld anzuhäufen. Vieles, was mir wichtig ist, kann man nicht kaufen. Eine gute Beziehung zum Beispiel.

Sie haben einmal gesagt, Sie hätten sich manchmal bei Männern gefragt: Meint er mich? Oder meint er mein Geld?
Bevor ich meinen Mann kennenlernte, hatte ich nie eine ernsthafte Beziehung. Vor drei Jahren haben wir geheiratet. Bei ihm war es mir völlig klar, dass es nicht ums Geld geht. Früher war ich auch auf einer Dating-Plattform, da hatte ich eine Mailadresse nur mit meinem Vornamen. Ich wollte nicht, dass man meinen familiären Hintergrund googelt oder herausfindet, dass ich Uniprofessorin bin.

«Ich wollte nicht, dass man meinen Hintergrund googelt oder herausfindet, dass ich Professorin bin.»

Weil es Ihnen unangenehm war?
Ich war einfach zurückhaltend, vorsichtig vielleicht.

Es gab eine Dating-App, die damit geworben hat, Menschen zusammenzubringen, die zueinander passen. Sie hat mit dem Spruch Reklame gemacht: «Stell dir vor, deine Freundin ist Uniprofessorin.»
Das hat mich geärgert. Es gibt Männer, die haben Mühe mit finanziell und intellektuell erfolgreichen Frauen. Ich hatte wahnsinnig Glück mit meinem Mann. Für ihn ist beides kein Problem. Es musste jemand sein wie er.

Wie ist er?
Er ist in seinem Gebiet auch sehr gut und hat genug Selbstvertrauen. Er ist Physiologe und hat Sportmedizin und Biomechanik studiert. Zuerst war er Sportlehrer. Als ich meiner Schwester von ihm erzählt habe, sagte sie zuerst: Bist du wahnsinnig?

Warum?
Ich machte lange keinen Sport. Erst vor ein paar Jahren begann ich, Mini-Trampolin zu springen. Das bringt mich in eine gute Stimmung und ist gesund. Der Vorteil ist, dass ich das Trampolin zu Hause vor den Fernseher stellen kann. Mich zu bewegen ist neu für mich. Ich war als Kind in der Schule überall gut und ehrgeizig, ausser im Sport.

In Ihrem Maturazeugnis hatten Sie alles Sechser.
Nur im Deutsch nicht, da hatte ich eine Fünfeinhalb.

Wie sind Sie aufgewachsen?
Meine Schwester und ich können uns glücklich schätzen. Wir hatten eine sorgenlose Kindheit.

Eine behütete Jugend?
Absolut. Und trotzdem haben meine Eltern uns viel Freiheiten gelassen. Sie haben mich auch studieren lassen, was ich wollte. Sie haben nie gesagt: Du musst etwas machen, von dem du nachher leben kannst.

Ihr Vater ist ein Gentleman alter Schule und trägt englische Anzüge. Wie muss man sich Ihre Erziehung vorstellen?
Als ich acht Jahre alt war, las ich die «Ilias» und die «Odyssee» in der deutschen Übersetzung. Griechische Sagen faszinierten mich. Mein Vater hatte eine zweisprachige Ausgabe von Cäsars «De bello Gallico». So habe ich als Primarschülerin versucht, Latein zu lernen. Ich weiss noch, wie ich als Mädchen in der dritten Klasse in einem Aufsatz geschrieben habe, dass ich Altgriechisch verstehen möchte.

Mit acht Jahren lesen andere Kinder Comics.
Comics durften wir nur bei Freunden lesen.

Weil sie im Haus Stüber verpönt waren?
Meine Eltern fanden, Comics seien sprachlich nicht gut genug. Sie überlegten sich immer gut, was sie uns zum Lesen gaben. Wir bekamen sehr viel Kultur von ihnen mit. Am Abend schauten wir uns auf Video Opern an oder hörten Schallplatten.

Was war das für Musik?
Sehr viel Verschiedenes. Eine Flötensuite von Johann Sebastian Bach, aber auch Schubert-Lieder oder etwas Rassiges von Carl Orff. Wenn wir in die Ferien reisten, waren das oft Kulturferien.

Wo sind Sie hingefahren?
Städtetrips nach Florenz, Rom, Athen, Paris, Wien. Wir gingen immer ins Museum. Mein Vater war topvorbereitet, er wusste genau, welche Bilder er uns zeigen will.

War Ihr Vater streng?
Meine Mutter war strenger. Sie war immer um uns herum, sie musste streng sein. Meine Schwester und ich wussten: Wenn wir etwas wollen, fragen wir besser den Vater.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihren Grossvater, den Firmengründer?
Er ist mir etwas unnahbar vorgekommen. Er hat nicht mit uns gespielt, weil er Knieprobleme hatte und nicht mehr so rüstig war. In meiner Erinnerung sitzt er sonntags immer in seinem Sessel.

War er eine Autoritätsperson?
Ich weiss noch, wie ich ihm als Kind in der ersten Primarschule einen Brief schrieb. Er gab ihn mir zurück und hatte alle Fehler angestrichen.

Hat Sie das verletzt?
Mein Vater hat sich mehr aufgeregt als ich. Ich nahm es so hin.

Das klingt so…
…brav?

Hatten Sie nie eine rebellische Phase?
Ich nicht. Meine Schwester hatte eine Rebellionsphase. Einmal setzte sie sich vor dem Nationalmuseum in Neapel am Eingang auf eine Bank und las Karl May, weil sie keine Lust auf die Ausstellung hatte. Ich war eher angepasst. Meine Schwester hat mir vorgeworfen, dass ich als Ältere nicht besser vorspurte.

Ihre Eltern wohnen in Zollikon und Sie gleich im Haus nebenan. Ist Ihnen das nicht zu eng?
Ich hatte immer ein sehr enges Verhältnis zu meinen Eltern. Als ich noch ledig war, ging ich jeden Sonntag zu ihnen zum Nachtessen. Das habe ich genossen. Jetzt bin ich froh, in ihrer Nähe zu sein, um nach ihnen zu schauen. Mein Vater ist 83, meine Mutter 82.

Sie haben einmal gesagt, Frauen wollten gefallen. Sie auch?
Ich wollte sicher den Eltern gefallen oder den Lehrern.

Mussten Sie lernen, dass das nicht immer gut ist?
Irgendwann kann man nicht mehr allen gefallen. Aber ich kann mich bis heute nicht gut verkaufen. In der akademischen Karriere hatte ich das Gefühl, wenn ich gute Sachen publiziere und gute Vorträge halte, dann geht es von allein. Aber es ist nicht so. Meine Masterarbeit im MBA schrieb ich über das Thema: Frauen als Erfolgsfaktoren in der Wirtschaft.

Was kam dabei heraus?
Dass sich Männer viel zutrauen. Vielleicht manchmal zu viel. Sie greifen nach jeder Chance. Frauen fragen eher: Kann ich das wirklich?

An der Universität in Würzburg waren Sie die einzige Frau im Departement. Fühlten Sie sich einsam?
Als Lehrstuhlinhaber ist man generell einsam. Jeder hat sein Reich. Vorher gab es immer Kollegen auf der gleichen Stufe. Mit ihnen diskutierte ich, wir tranken etwas und gingen zusammen essen. Dann war ich plötzlich die Chefin und spürte, dass die Kollegen miteinander anders umgehen als mit mir. Mich erinnert das an die Napoleonischen Kriege.

An die Napoleonischen Kriege?
Die Schiffskapitäne in diesen Kriegen waren auch einsam auf ihren Booten. So habe ich mich manchmal gefühlt.

Fördern Sie in der Firma bewusst Frauen?
Nicht direkt. Ich will auch keine Quotenfrau sein. In unserer Branche ist es auch besonders schwierig, Quoten für Automechanikerinnen ergeben keinen Sinn. Es gibt einige wenige in der Werkstatt, aber sie sind deutlich in der Minderheit. Wir haben Verkäuferinnen. Aber da stellt sich manchmal die Frage: Akzeptiert das der Kunde, speziell der männliche Kunde?

Sie zweifeln?
Es gibt Kunden, die glauben, Frauen verstünden nichts von Autos. Ich hoffe, dass sie irgendwann aussterben.

Flurin Clalüna ist NZZ-Folio-Redaktor.
Florian Kalotay ist Fotograf; er lebt in Zürich.